

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum

Herausgeber: Benediktiner von Mariastein

Band: 63 (1986)

Heft: 7

Artikel: "Den Sünder aufsuchen"

Autor: Bütler, Anselm

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1031712>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Den Sünder aufsuchen»

P. Anselm Bütler

In der Artikelreihe «Pflicht und Glück der Beicht» wurde die Praxis des Sakramentes der Versöhnung dargestellt. Es wurde davon gesprochen, dass sich im Verlauf der letzten Jahrhunderte Einseitigkeiten in dieser Praxis entwickelt haben, die aus dem eigentlich beglückenden Sakrament der Versöhnung ein mühseliges Sakrament der Beicht gemacht haben, so dass dieses Sakrament von vielen Gläubigen als lästige Pflicht empfunden wurde, die man nun einmal in Bussgesinnung auf sich nehmen muss, wenn man die Heilige Kommunion empfangen will. Diese einseitige Entwicklung ist sicher entscheidend dafür mitverantwortlich, dass die Beichtpraxis in den letzten zwanzig Jahren einen erschreckenden Rückgang aufweist, «erschreckend» wenigstens, wenn man die Häufig-

keit der Beichtpraxis von den Jahren von 1910 bis ca. 1960 als Massstab nimmt.

Für viele Priester ist dieses Schwinden der Beichtpraxis zu einer schweren Belastungsprobe geworden. Gewiss hat man zur Zeit der blühenden Beichtpraxis oft gestöhnt. Bei Aushilfen an sogenannten «Beichttagen» musste man oft 10 bis 12 Stunden im Beichtstuhl verbringen, oft in einem Beichtstuhl, der so klein und eng war, dass schon das Sitzen in diesem «Gehäuse» für den Priester oft eine grössere Busse war als das Beichthören selber. Im Winter oft stundenlang in einer ungeheizten Kirche Beicht hören war dann noch eine zusätzliche Busse, und mehr als ein Priester hat dabei seiner Gesundheit zeitweiligen oder sogar lebenslänglichen Schaden zugefügt.

Trotzdem, viele Priester leiden heute unter dem Ausfall des Beichthörens. So äusserte sich etwa ein Priester: Seit ich kaum mehr Beicht hören kann, weil keine Leute mehr zu Beichte kommen, fühle ich mich als Priester gleichsam mit einem amputierten Arm. Oder ein anderer klagte: Seit die Beichtpraxis faktisch ausgefallen ist, fühle ich mich nur noch als Organisator und «Verwaltungsmann». Für zahlreiche Priester war die Spendung des Beichtsakramentes eine der zentralsten, oft die zentrale Tätigkeit seines Priesterauftrages.

Nachdem diese Tätigkeit weitgehend ausfällt und kaum zu erwarten ist, stellt sich die entscheidende Frage: Wie kann der Priester seinen Auftrag, den Menschen die Vergebung Gottes zusprechen, heute so erfüllen, dass er damit sich nicht frustriert fühlt.

Gewiss, heute bietet sich dem Seelsorger die grosse Möglichkeit, in der gemeinsamen sakralen Bussfeier den Menschen im Auftrag Gottes Versöhnung und Vergebung zusprechen zu dürfen. Aber für manche Seelsorger bleibt das zu unpersönlich. Sie möchten den persönlichen Kontakt mit den Gläubigen, sie möchten das Gespräch, wie das früher im Beichtstuhl wenigstens ansatzweise möglich war. Hier kann uns ein Blick auf die Praxis Jesu und die Praxis der ersten christlichen Gemeinden einen Weg zeigen.

1. Jesu Praxis: Die Sünder aufsuchen

Welchen ersten Eindruck haben wir von Jesu Praxis gegenüber den Sündern, den Menschen überhaupt? Auf den ersten «Blick» werden uns jene Berichte einfallen, die davon sprechen, wie riesige Menschenscharen zu Jesus strömten, um ihm zuzuhören und von ihm Hilfe zu erhalten. So steht es im Markusevangelium schon im 1. Kapitel: «Am Abend, als die Sonne untergegangen war, brachte man alle Kranken und Besessenen zu Jesus. Die ganze Stadt war vor der Haustür versammelt... Am andern Morgen eilten Simon und seine Begleiter Jesus nach (der sich in der Nacht an einen einsamen Ort begeben hatte, um zu beten) und sagten ihm: Alle suchen dich» (Mk 1, 32–37). Oder im 3. Kapitel: «Viele Menschen aus Galiläa folgten Jesus. Auch aus Judäa, aus Jerusalem und Idumäa, aus dem Gebiet jenseits des Jordan und aus der Gegend von Tyrus und Sidon kamen Scharen von Menschen zu ihm, als sie von all dem hörten, was er tat» (Mk 3, 7f.).

Oder der eindrückliche Bericht im 6. Kapitel des Markusevangeliums: «Jesus sagte zu den Aposteln: Kommt mit an einen einsamen Ort, wo wir allein sind, und ruht euch ein wenig aus. Denn sie fanden nicht einmal Zeit zum Essen, so zahlreich waren die Leute, die kamen und gingen. Sie fuhren also mit dem Boot in eine einsame Gegend, um allein zu sein. Aber man sah sie abfahren, und viele erfuhren davon; sie liefen zu Fuss aus allen Städten dorthin kamen noch vor ihnen an. Als Jesus ausstieg und die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten hatten» (Mk 6, 30–34).

Sicher waren und sind wohl auch heute noch viele Priester von diesem Bild geprägt. Sie verstehen ihre Sendung als Priester darin, wie Jesus all den vielen Menschen zu helfen, die ihnen «zuströmen». Nun allerdings fällt heute dieser «Strom» weitgehend aus. Und so kommen sich oft Priester nutzlos vor, eben nur noch als Verwaltungsmenschen, die mit den Gläubigen keinen persönlichen Kontakt mehr haben.

Aber, das Bild von Jesus, dem die Leute in riesigen Scharen zuströmen, ist nur die eine Seite des

Wirkens Jesu. Es gibt auch noch die andere Seite: Die Leute kommen nicht zu Jesus, sondern Jesus geht zu den Menschen. Diese andere Seite ist im öffentlichen Wirken Jesu ebenso wichtig und häufig. Nicht umsonst wurde Jesus oft charakterisiert als der «Wanderer», der überall hingehet, wo Menschen in Not sind.

Schon im ersten Bericht bei Markus, der vom Strömen der Menschen zu Jesus erzählt, zeigt sich auch die andere Seite des Wirkens Jesu. Auf die Bitte des Petrus: Komm, alle suchen dich, antwortet Jesus: Lasst uns anderswohin gehen, in die benachbarten Dörfer, damit ich auch dort predige; denn dazu bin ich gekommen. Und Jesus zog durch ganz Galiläa, predigte in den Synagogen und trieb Dämonen aus (Mk 1, 38f.). Lukas berichtet kurz und knapp: «In der folgenden Zeit wanderte Jesus von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf und verkündete das Evangelium vom Reich Gottes» (Lk 8, 1).

Bei diesem «Gehen zu den Leuten» zeigt sich ein besonderer Akzent: Jesus fühlt sich besonders angezogen durch Menschen, die Not leiden, nicht zuletzt durch Sünder. So berichtet Lukas: «Als Jesus von dort (vom Haus, in dem er lehrte) wegging, sah er am Zoll einen Zöllner sitzen, Levi. Jesus sagte zu ihm: Folge mir nach! Da stand Levi auf, verliess alles und folgte ihm. Und er gab Jesus in seinem Haus ein grosses Festmahl. Viele Zöllner und andere Gäste waren mit ihnen bei Tisch. Da sagten die Pharisäer und Schriftgelehrten voll Unwillen zu den Jüngern Jesu: Wie könnt ihr zusammen mit Zöllnern und Sündern essen und trinken? Jesus antwortete ihnen: Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, um die Sünder zur Umkehr zu rufen, nicht die Gerechten» (Lk 5, 27–31).

Allgemein bekannt ist die berühmte Szene mit Zachäus. Dieser stieg auf einen Baum, um Jesus sehen zu können. Jesus kommt an diesem Baum vorbei und ergreift die Initiative: «Komm schnell herunter! Denn heute muss ich in deinem Hause Gast sein.» Die Leute reklamieren, dass Jesus bei diesem Sünder einkehrt. Aber Jesus gibt kurz die Antwort: «Der Menschensohn ist gekommen, um



zu suchen was verloren war» (vgl. Lk 19, 1–10). Damit spricht Jesus ein entscheidendes Grundmotiv seiner Wirkung aus: Die Sünder aufsuchen, um ihnen zu helfen, sie zu bekehren.

Aus diesem Motiv heraus schickt Jesus auch seine Apostel und Jünger auf die Wanderschaft: «Jesus sucht 72 <andere> aus (neben den Aposteln) und sandte sie zu zweit voraus in alle Städte und Ortschaften, in die er selber gehen wollte. Er sagte zu ihnen: Die Ernte ist gross, aber es gibt nur wenig Arbeiter. Bittet also den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden. Geht! Ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe» (Lk 10, 1–3). Diese Beispiele dürften genügen, um klar zu machen, dass Jesus selber zu den Leuten, vor allem zu den Sündern und Leidenden gegangen ist, um ihnen Hilfe zu bringen. Vom Beispiel Jesu her gesehen, liegt die Sendung des Priesters also nicht nur darin, Leuten zu helfen, die «in Scharen» zu ihm kommen, vor allem in den Beichtstuhl. Ebensosehr gehört es zu den Aufgaben des Priesters, den «verlorenen Schafen» nachzugehen, die Sünder aufzusuchen.

2. Die Praxis der ersten christlichen Gemeinden

Wenn wir auf die Praxis der ersten christlichen Gemeinden schauen, dann können wir beide Seiten des Wirkens Jesu wiederfinden: Menschen «strömen» in die christlichen Gemeinden. Das berichtet uns vor allem Lukas in den ersten Kapiteln der Apostelgeschichte. Sehr bekannt ist uns auch die andere Seite: die Apostel, vor allem Petrus, ziehen hinaus in alle Welt und verkünden das Evangelium.

Aber eine Seite des Wirkens in den ersten christlichen Gemeinden wird vielleicht zu wenig beachtet: Wie sich die Sorge innerhalb der einzelnen Gemeinden um die Gemeindeglieder verwirklicht, besonders um jene, die auf den Irrweg der Sünde geraten sind: die Sorge um die Sünder. Hier geben uns zwei Texte aus dem Neuen Testamente eine klare Antwort.

Der erste Text steht im Matthäusevangelium, Kapitel 18. Es ist die sogenannte Gemeinderegel. Dort heisst es: «Wenn dein Bruder sündigt, dann

geh zu ihm und weise ihn unter vier Augen zu recht. Hört er auf dich, so hast du Deinen Bruder zurückgewonnen. Hört er aber nicht auf dich, dann nimm ein oder zwei Männer mit, denn jede Sache muss durch die Aussage von zwei oder drei Zeugen entschieden werden. Hört er auch auf sie nicht, dann sag es der Gemeinde. Hört er aber auch auf die Gemeinde nicht, dann sei er für dich wie ein Heide oder ein Zöllner» (VV 15–17).

Was fällt dem heutigen Leser an diesem Text auf? Wohl als erstes: Die Initiative liegt nicht beim Sünder, sondern bei den Glaubenden. Das ist für uns heutige Christen doch wohl eine «Überraschung». Wenn wir feststellen, dass ein Mitgliebender sündigt (es geht nicht um «lässliche» Sünden, sondern um «Todsünden»), dann ist doch unsere spontane Reaktion so: Wie lange geht es wohl, bis der merkt, dass er umkehren muss? Wir überlassen den sündigen Mitgliebenden seinem Schicksal und warten darauf, bis er von selber merkt, dass er auf die «schiefe Ebene» geraten ist. Hier wird aber umgekehrt verfahren. Ein Glaubender ergreift die Initiative, ergreift das Gespräch mit dem Sünder und versucht, ihn vom sündigen Verhalten abzubringen. Wenn er allein nichts ausrichtet, dann gibt er nicht auf und denkt sich: Ja nun, ich habe es versucht, wenn er nicht will, muss er selber die Erfahrung machen! Nein, es werden noch zwei, drei andere Mitgliebende in die «Aktion» «eingespannt». Auch diese sollen ihm zureden. Und wenn das nicht hilft? Dann soll man es der Gemeinde sagen. Die Gemeinde als ganzes soll sich um den sündigen Mitchristen bemühen. Wie das konkret geschieht, ist nicht gesagt. Aber wir können es uns vorstellen, dass nun die «offiziellen» Leiter der Gemeinde aktiv werden und mit dem Sünder reden. Und wenn das nicht hilft? Antwort bei Matthäus: «Dann gelte er wie ein Heide und Zöllner.» Das heisst auf den ersten Blick: Der Kontakt wird abgebrochen, er wird aus der Gemeinde ausgeschlossen. Aber damit ist der Einsatz für den Sünder noch nicht beendet. Den Abschluss des Textes bei Matthäus über das Verhalten der Gemeinde zu den Sündern, bildet die Mahnung zum Gebet: «Alles, was

zwei von euch auf Erden gemeinsam erbitten, werden sie von meinem himmlischen Vater erhalten. Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen» (VV 19f.). Das kann doch nur heißen: Wenn alles nichts nützt, dann müssen wir das Gebet zu Hilfe nehmen, «damit der Herr, der alles vermag, den kranken Bruder wieder gesund macht» (krank meint hier sündig), kommentiert der hl. Benedikt in seiner Regel diese Bibelstelle.

Wir sehen, wie ernst die ersten christlichen Gemeinden die Sorge um die sündigen Mitchristen nahmen. Keiner wird abgeschrieben. Und selbst, wenn er aus der Gemeinde ausgeschlossen wird wegen seines «ärgerniserregenden Lebenswandelns», geben die Christen nicht auf. Sie versuchen alles, um den sündigen Bruder zu retten.

Als zweites fällt dem heutigen Leser auf, dass da nicht die Rede ist vom Beichten beim Priester. Es genügt, dass der Sünder seine Sünde zugibt und sich bekehrt. Natürlich dürfen wir dies nicht pressen. Die Textstelle sagt nicht, wie das konkret vollzogen wurde. Im Lichte der Busspraxis der ersten Jahrhunderte müssen wir sagen: Der Sünder unterzieht sich dem Ritus der «Wiederaufnahme» in die Gemeinschaft. Dieser Ritus bestand in einer öffentlichen Bussleistung und einer öffentlichen Wiederaufnahme.

Was aber noch mehr auffällt ist die Rolle und Bedeutung, die beim ganzen Bemühen den «Laien» hier zugeschrieben wird. Die Laien, welche mit dem Sünder ja im Alltag zusammenleben, kennen dessen Fehlverhalten und ergreifen so die Initiative. Und erst in einem späteren Schritt wird der «Amtsträger» mit einbezogen.

Die gleiche Praxis wird erkennbar aus einem zweiten Text, der im Jakobusbrief steht: «Bekennt einander die Sünden, und betet füreinander, damit ihr geheilt werdet. Viel vermag das inständige Gebet eines Gerechten... Meine Brüder, wenn einer bei euch von der Wahrheit abirrt und jemand ihn zur Umkehr bewegt, dann sollt ihr wissen: Wer einen Sünder, der auf Irrwegen ist, zur Umkehr bewegt, der rettet ihn vor dem Tod und deckt viele Sünden zu» (5, 16–19f.).

Auch hier fällt auf, dass die Initiative nicht beim Sünder liegt, sondern bei den Mitglaubenden. Wenn in beiden Texten dies so zentral steht, dann muss das einen tiefen theologischen Grund haben. Warum haben die ersten Christengemeinden von sich aus die Initiative ergriffen, wenn Angehörige der Gemeinde sündigten (im Sinne der Todsünde)?

Als erstes ist hier sicher auf das Beispiel Jesu zu verweisen. Er selber ist ja zu den Sündern gegangen. Er hat die Initiative ergriffen und mit ihnen Kontakt aufgenommen. Das aber tat Jesus nicht aus eigenem Willen und Entschluss. Nein, dieses sein Verhalten gründet in seiner Gotteserfahrung. Er hat erfahren, dass Gott Jahwe jener Gott ist, der immer die Initiative ergreift, der immer dem Sünder zuvorkommt, der den ersten Schritt tut. Damit stehen wir im Zentrum der Glaubensbotschaft von Gott als dem verzeihenden und vergebenden Gott.

Wie aber konnten nun Sünder erfahren, dass Gott Jahwe gerade dieser Gott ist, der den ersten Schritt tut? Eben durch das Verhalten Jesu. In Jesu Verhalten erkannten sie diesen zuvorkommenden Gott. Aber noch mehr: In Jesu Verhalten, in seiner Kontaktaufnahme mit dem Sünder kam Gottes vergebende Gnade zum Sünder. Jesus vermittelt durch seine Initiative dem Sünder die Gnade der Bekehrung.

3. Sünder aufsuchen heute:

Auftrag an Priester und Laien

Was hat das für uns heute zu bedeuten. Der Artikel trägt den Titel: Sünder aufsuchen. Am Anfang war die Rede von der Not der Priester, die unter der fehlenden Beichtpraxis leiden, weil die Gläubigen nicht mehr zu den Beichtstühlen «strömen». Im Lichte der Praxis Jesu und der ersten christlichen Gemeinden wird ein Weg gezeigt, wie diese Not überwunden werden kann: Wenn die Sünder nicht mehr zum Priester kommen, dann geht der Priester zum Sünder! So einfach ist das? Ja und Nein.

Natürlich können wir heute nicht die Praxis der ersten christlichen Gemeinden einfach so ins 20.

Jahrhundert verpflanzen. Da liegt ein zu grosser geistes- und glaubensgeschichtlicher Entwicklungsweg dazwischen. Seit dem Konzil wissen wir um die Bedeutung des Gewissens und der Gewissensfreiheit. Wir haben auch nicht mehr so total geschlossene Glaubengemeinden wie damals. Wir haben heute zahlreiche «Randchristen» (eigentlich ein unpassender, abwertender Ausdruck). Aufgrund dieser andern Geistessituation müssen wir bestimmte Punkte beachten. Es kann nicht darum gehen, «Randchristen», «Abständige» (ein noch schlimmerer Ausdruck) einfach wieder für die Kirche zu vereinnahmen. Es geht im letzten ja gar nicht um die Kirche, sondern um das Reich Gottes und das Heil der Menschen. Die Heilssorge wird sich also daran orientieren müssen, was einem bestimmten Christen (und letztlich jedem Menschen) unter Beachtung seiner Gewissensüberzeugung tatsächlich zum Heile dient. Wie soll unter dieser Voraussetzung nun der Einsatz sein für den «Sünder»? Hier gibt uns wohl Jesus das richtige Beispiel: Er hat nicht moralisiert, keine Sündenpredigt gehalten (ausgenommen in ganz harten Fällen), sondern einfach den normalen menschlichen, herzlichen Kontakt gepflegt: mit den Sündern gegessen und getrunken, und dies sicher in froher Stimmung, mit ihnen gesprochen, wie man in herzlicher Kontaktnahme mit Menschen spricht. Und dann ist bei den Sündern «der Groschen gefallen». Zachäus ist das klassische Beispiel dafür.

Das mag für viele Eltern, die sich Sorgen machen um ihre Kinder, dass sie auf Abwege geraten seien, ein tröstender Hinweis sein. Ihre Kinder sind erwachsen, haben ein eigenes Gewissen. Eltern werden ohne weiteres, wenn nötig, ihre eigene Überzeugung sagen. Aber wichtig ist, dass sie den echten herzlichen menschlichen Kontakt mit den Kindern pflegen. Dass Eltern immer wieder neu versuchen, Kontakt aufzunehmen, falls er abgebrochen war. Sie dürfen daran glauben: in ihrem herzlichen Kontakt mit ihren Kindern sind sie Vermittler der zuvorkommenden Gnade Gottes.

Ein Letztes: Wir haben heute in vielen Pfarreien

viel «Organisiertes»: Pfarreiräte, Untergruppen für bestimmte Aufgaben der Seelsorge usw. Das ist sicher wertvoll und gut. Gerade beim heutigen Priestermangel ist Mitarbeit aller Engagierten nötig. Dabei aber muss der Akzent richtig gesetzt werden. Ziel aller Organisation und Mitarbeit besteht darin, den Pfarrer von zweitrangigen Aufgaben zu entlasten, damit er wieder wirklich «frei» sein kann für jene Menschen, die seine Hilfe brauchen, damit er den Menschen «nachgehen» kann, gerade jenen, die in Distanz zur Pfarrgemeinde leben. Dann wird der Pfarrer wieder erfahren können, dass er auch ohne «Zustrom zu den Beichtstühlen» sich nicht vorkommen muss, als ob ihm ein Arm amputiert sei, dann muss der Pfarrer sich nicht fühlen als ein reiner Organisator. Dann kann er zu den Menschen gehen und mit ihnen ins Gespräch kommen. – Dabei ist wohl in manchen Fällen nötig, dass Angehörige der Pfarrei zuerst Vorarbeit leisten, wie das in den oben zitierten Texten dargestellt ist. Und sie, die mehr in Kontakt stehen mit Mitchristen, im Alltag mit ihnen zusammen leben, können dann dem Pfarrer Hinweise geben, wo Angehörige der Pfarrei sind, mit denen er ein Gespräch führen sollte. Auf diese Weise kann Jesu Beispiel immer besser nachgeahmt werden: den «Sünder» aufsuchen.